

Qualität - Totalität - Komplexität - Alltagsrealität: zum Erbe der Gestalttheorie in der Angewandten Psychologie und Diagnostik

Plaum, Ernst

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Plaum, E. (2005). Qualität - Totalität - Komplexität - Alltagsrealität: zum Erbe der Gestalttheorie in der Angewandten Psychologie und Diagnostik. *Journal für Psychologie*, 13(4), 288-310. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17148>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Gestalttheorie in der modernen Psychologie

Qualität – Totalität – Komplexität – Alltagsrealität. Zum Erbe der Gestalttheorie in der Angewandten Psychologie und Diagnostik

Ernst Plaum

Zusammenfassung

Der Mainstream psychologischer Diagnostik steht mehr oder weniger im Gegensatz zu gestaltpsychologischen Grundpositionen. Diese legen eine Konzeption diagnostischen Vorgehens im Einzelfall nahe, welches allgemein als ganzheitlich, eher qualitativ orientiert, alltagsnah und nicht auf zu isolierende Variablen sondern komplexe Gegebenheiten ausgerichtet zu bezeichnen ist. Weitere begriffliche Differenzierungen führen sowohl zur Leipziger Ganzheitspsychologie als auch zum theoretischen und methodischen Ansatz Lewins, wobei letzterer im Hinblick auf die Diagnostik spezifischere Gesichtspunkte zur Verfügung stellt. Schließlich gibt es diagnostische Untersuchungsverfahren die im engsten Sinne gestaltpsychologisch zu nennen sind. So zeigt sich, dass eine wünschenswerte psychologische Diagnostik in dreifacher Hinsicht auf Grundsätzen der Gestaltpsychologie aufbauen sollte, metaphorisch gesprochen im Rahmen dreier konzentrischer Kreise.

Schlagwörter

Gestaltpsychologie, Ganzheitspsychologie, Psychodiagnostik, Psychometrie, Einzelfallarbeit, Kurt Lewin.

Summary

*Quality – Totality – Complexity – Reality of everyday life.
About heritage of Gestalt theory in applied psychology and diagnostics*

The mainstream of psychological assessment is more or less contrary to basic positions in Gestalt psychology. These principles suggest a conception of individual assessment which is globally characterized as holistic, mainly qualitative in procedure, near to everyday life, and not concerned with isolated variables but referring to complex data. Further terminological differentiations lead to the Leipzig school of Ganzheitspsychologie (holistic psychology) but also the theoretical and methodical statements of Lewin, who has formulated more specific aspects with regard to the assessment process. Finally there are in existence assessment methods which may be called gestaltpsychological in the strictest sense. So we see that a desirable psychological assessment should build upon principles of Gestalt psychology in a threefold way, metaphorically speaking within the framework of three concentric circles.

Keywords

Gestalt psychology, Ganzheitspsychologie (Leipzig school), psychological assessment, psychometric methods, individual case work, Kurt Lewin.

1. Vorbemerkungen

Die praktische Anwendung der Gestalttheorie in der Psychologie erfordert zumindest partiell eine Abkehr von weithin anerkannten Grundsätzen der Mainstreams dieser Wissenschaft. Das betrifft allerdings nicht alle Praxisfelder gleichermaßen. Dies liegt zum einen an den spezifischen Gegebenheiten derselben, andererseits aber auch daran, dass man die Gestaltpsychologie ursprünglich nicht primär anwendungsbezogen konzipiert hatte, von daher umfassende Praxisbezüge keineswegs vorhanden waren und teilweise noch immer fehlen. Neben wenigen anderen Anwendungsfeldern wird heute vor allem der Bereich Psychotherapie noch mit gestalttheoretischen Konzeptionen in Beziehung gebracht, ungeachtet der Tatsache, dass es unterschiedliche Versionen von „Gestalttherapie“ gibt und überhaupt umstritten ist, inwieweit so manche Interventionen mit diesem Label auf der wissenschaftlichen Tradition einer Gestaltpsychologie im Sinne von Wertheimer, Köhler, Koffka oder ihrer Weiterführung etwa durch Metzger (2001) beruhen (hierzu Walter 1994; Kästl 2002). Ansonsten findet man öfters die Behauptung, die

brauchbaren Grundzüge der Gestalttheorie seien in die gegenwärtige Psychologie integriert worden und es sei daher nicht mehr zeitgemäß, sich mit entsprechenden Konzeptionen detaillierter zu befassen (Herrmann 1982). Immerhin gibt es einzelne Forscher, die meinen, auch der gegenwärtigen Experimentalpsychologie würde eine differenzierte Besinnung auf gestalttheoretische Grundlagen gut tun (hierzu z. B. Groeben, Keil u. Piontkowski 1988). Ein wesentlicher Anwendungszweig der Psychologie, nämlich die Diagnostik, wird aber selbst hierbei so gut wie gar nicht beachtet. Dies mag wenigstens für Laien verwunderlich sein, weil doch der Begriff „Gestalt“ gerade auf dem Gebiet der Psychotherapie noch einigermaßen geläufig ist und diese in engem Zusammenhang mit Psychodiagnostik stehen müsste, aber die Realität der Praxis stellt sich anders dar. Aus Gründen in der jüngsten Geschichte der Angewandten Psychologie, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann (hierzu etwa Plaum 1992, 189–190; Plaum 2002a) hat nämlich eine Abspaltung fachgerechter Diagnostik von den verschiedenen Therapierichtungen stattgefunden. Diese arbeiten weitgehend mit einem rudimentären Verständnis von Psychodiagnostik oder verwenden gar – auf Grund berufspolitischer Entwicklungen – psychiatrische, also fachfremde Diagnosesysteme (vgl. Plaum 2000; vgl. auch Weber 2001).

Dass die Diagnostik sogar unter den wenigen heutigen Vertretern einer gestalttheoretischen Orientierung kaum Beachtung findet, hängt jedoch mit der eher marginalen Bedeutung dieses Teilbereichs der Anwendung unserer Wissenschaft bei der klassischen Gestaltpsychologie zusammen. Allenfalls bei Lewin – der nicht im engeren Sinne zur Berliner Schule zu rechnen ist – findet man entscheidende Grundgedanken, die speziell einer sinnvollen Psychodiagnostik dienlich sein können, doch auch dieser Forscher hat sich mit konkreten Fragen einer Einzelfalldiagnostik nicht ausführlich befasst. Zwar gibt es einzelne diagnostische Verfahren (wie etwa Bender-Gestalttest, Embedded Figures Test oder – mit Einschränkungen – Wartegg-Zeichentest) mit gestaltpsychologischen Grundlagen, es war aber – soweit der Verfasser sehen kann – allein der Köhler-Schüler Gottschaldt, der, großenteils in Anlehnung an Lewin, umfassende diagnostische Projekte realisiert und auch innovative Methoden für die Praxis auf der Basis gestalttheoretischer Positionen entwickelt hat. Es dürfte daher für weite Kreise innerhalb der Psychologie Neuigkeitswert haben, wenn nun im Folgenden versucht wird, das Erbe der Gestaltpsychologie gerade im Hinblick auf eine praxisgerechte Diagnostik zu beleuchten. Der Schwerpunkt soll dabei nicht auf der Behandlung einzelner Verfahren liegen, sondern grundlegende Gesichtspunkte verdeutlichen.

2. Erste begriffliche Differenzierungen

Wenn die Rede ist vom „Erbe“ einer wissenschaftlichen Richtung, die man als „historisch“ betrachtet, so denkt man gewiss auch an deren etwaige Weiterentwicklungen (Ertel, Kemmler u. Stadler 1975). Während in theoretischer Hinsicht, die Gestaltpsychologie betreffend, solche etwa bezüglich synergetischer Positionen angeführt werden (siehe z. B. Kriz 1993; Hansch u. Haken 2004) ist in der Praxis, jedenfalls was die Diagnostik betrifft, von entsprechenden Fortschritten äußerst wenig festzustellen. Ansätze innerhalb dieses Gebietes der Angewandten Psychologie, die im Hinblick auf Grundkonzeptionen sowie methodisches Vorgehen relevant erscheinen und der Gestaltpsychologie zuzuordnen wären, sind nicht nur sehr vereinzelt vorhanden sondern auch keineswegs innovativ zu nennen, insofern als es sich dabei um zwar weitgehend vergessene aber doch recht alte Leitprogramme handelt. Daher kann der Verfasser im Folgenden lediglich auf diese Bezug nehmen. Eine entsprechende Reaktivierung dürfte aber dennoch sinnvoll sein, denn nicht alles was früher aktuell war und heute vergessen ist muss als bedeutungslos für die Gegenwart angesehen werden. Allerdings kommen im vorliegenden Beitrag sogleich sehr frühe Weiterentwicklungen gestaltpsychologischer Grundideen zur Sprache, nämlich solche innerhalb der Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie, die einer terminologischen Differenzierung dienlich sind.¹

Dies erweist sich schon allein deshalb als erforderlich, weil häufig recht locker mit gestalttheoretischen Begriffen umgegangen wird. An dieser Stelle soll zunächst die Erklärung nachgeholt werden, dass der Terminus „Gestalt“ allgemeiner zu verstehen ist als nur im Zusammenhang mit „Gestaltpsychologie“ (Berning 1996). Schon die „Väter“ derselben haben diesen Begriff umfas-

¹ Eigentlich dürfte sich ein Hinweis darauf erübrigen, dass die Affinität von Vertretern dieser psychologischen Richtung zu nationalsozialistischem Gedankengut unabhängig von deren wissenschaftlichen Grundpositionen zu sehen ist (Plaum 1995, 1995/96; siehe auch Traxel 2004). In diesem Zusammenhang wären die bemerkenswerten Würdigungen der Leistungen der Leipziger Schule von amerikanischer Seite hervorzuheben (Wyatt u. Teuber 1944; von Bracken u. David 1959). Ein bedeutender Ordinarius der deutschen Nachkriegspsychologie, der nicht im mindesten gewisser Sympathien für den Nationalsozialismus verdächtigt werden kann, hat dem Verfasser auf Grund verlässlicher Informationen schriftlich bestätigt, dass der führende Vertreter der Leipziger Schule – Felix Krueger – keineswegs als Sympathisant dieser Ideologie betrachtet werden darf (hierzu auch Plaum 1995) – unter Hinzufügung der Bitte, diese Mitteilung absolut vertraulich zu behandeln, jedenfalls was den Namen des Briefschreibers betrifft. Die Leserin/der Leser möge sich hierzu selbst ein Urteil bilden! Leider sind undifferenzierte Anwürfe gegenüber Krueger nach wie vor üblich (siehe etwa Traxel 2004; Versteegen 2004, 144; differenzierter äußert sich Wittmann 2002).

sender gesehen, über die Psychologie hinausgehend, interdisziplinär. Auch wenn Wortverbindungen dieses Terminus mit der Bezeichnung anderer Disziplinen (etwa „Gestaltphilosophie“) nicht üblich sind, – die „Gestaltpädagogik“ (siehe Berning 1996) stellt eine Ausnahme dar – so gibt es doch *gestalttheoretische* Reflexionen auch in anderen Wissenschaften und Kulturbereichen (etwa der Kunst – Arnheim 1975). Diese interdisziplinäre Verwendung birgt allerdings die Gefahr in sich, dass es zu einer inflationären Verwässerung des ursprünglich psychologischen Begriffes „Gestalt“ kommt (vgl. Berning 1996). Man hat es noch nicht mit einer veritablen *Gestalttheorie* zu tun, wenn auf den Gebieten von Wissenschaft und Kunst realisiert wird, dass „Gestaltetes“ in engerem und weiterem Sinne nahezu überall entdeckt werden kann (z. B. sogar im Werk des preußischen Generals von Clausewitz; Guss 1988) und folglich das Wort „Gestalt“ in einem recht trivialen Verständnis, aber mit einem gewissen Anspruch an Gelehrsamkeit Verwendung findet (hierzu kritisch Walter 1994; siehe auch Plaum 2003). So trägt es z. B. kaum etwas zum Verständnis eines psychischen *Prozesses* bei, wenn dieser nicht nur als „Verlauf“ sondern mit dem Begriff „*Verlaufsgestalt*“ bezeichnet wird. Dies ließe sich, nebenbei bemerkt, auch hinsichtlich des *diagnostischen* Prozesses feststellen.

Da allein die Verwendung des Terminus „Gestalt“ also noch keineswegs mit Sicherheit auf *Gestalttheorie* bzw. *-psychologie* verweist, wäre weiterhin zu erläutern, dass andere Begriffe umso weniger spezifisch für diese sind. Obwohl sich „Gestalten“ als Qualitäten darstellen und per se keine Quantifizierung nahe legen kann eine Schwerpunktsetzung im Hinblick auf *qualitative* Gesichtspunkte und eine entsprechende Untersuchungsmethode ebenfalls noch nicht als Hinweis auf Gestaltpsychologie gewertet werden. Auch von Seiten der Befürworter einer qualitativen Forschung wurde im Übrigen konstatiert, dass eine scharfe Trennung zwischen qualitativ und quantitativ ausgerichteter Human- bzw. Sozialwissenschaft unmöglich sei. Dennoch ist eine Schwerpunktsetzung in qualitativer Hinsicht charakteristisch für *gestalttheoretische* Konzeptionen, auch wenn die soeben getroffene Feststellung weit über diese hinausreicht.

Gestaltpsychologen haben weiterhin gerne auf die *Komplexität* von Forschungsgegenständen hingewiesen. Zweifellos hat man es – etwa im Bereich der visuellen Wahrnehmung – auch mit sehr einfachen Gestalten zu tun (Arnheim 1975, 279), aber generell gilt, dass für den Gestalttheoretiker die Komplexität von Phänomenen, die ihn interessieren, entscheidende Bedeutung hat. Dies hängt eng mit seiner ganzheitlichen Grundorientierung zusammen. Aber wiederum ist der Begriff „Komplexität“ umfassender zu sehen und auch „*Ganzheit*“ kann unterschiedlich verstanden werden (Sader u. Weber 1996). Was den erstgenannten Terminus betrifft, so besteht wohl in der gesamten Psychologie allgemein Konsens dahingehend dass sich die (psychische) Realität so gut wie ausschließlich als komplex, d. h. nicht einfach strukturiert darstellt. Bezieht man sich auf diese Komplexität, so muss damit jedoch keines-

wegs ein ganzheitlicher Bezug gemeint sein. Es gibt ungezählte Publikationen, die zeigen, dass ein sehr kleines Teilgebiet eines Forschungsbereiches der Psychologie als „komplex“ gelten muss, auch wenn dabei durchaus wesentliche ganzheitliche Zusammenhänge unbeachtet bleiben.

Schließlich wäre noch der gestalttheoretische Bezug zur *Alltagsrealität* anzusprechen. Auch dieser ist nicht spezifisch für gestaltpsychologische Konzeptionen, wohl aber wiederum für dieselben unverzichtbar. Es sei nur auf Arbeiten der qualitativen Sozialforschung verwiesen, denen (teilnehmende) Beobachtungen in Alltagssituationen zu Grunde liegen, die aber keineswegs auf die Gestalttheorie bezogen waren (siehe etwa Meyer 2003).

3. Charakteristika gestaltpsychologischer Ansätze in Forschung und Praxis

3.1 Allgemeine Merkmale

Auf Grund der Darlegungen im Abschnitt 2 dürfte deutlich geworden sein, dass keiner der dort behandelten Begriffe als spezifisch gestalttheoretisch betrachtet werden kann. Dagegen unterscheidet die *Gesamtheit* der oben genannten Termini andere Richtungen unserer Wissenschaft deutlicher von der Gestaltpsychologie. Diese lässt sich somit kennzeichnen als methodisch weitgehend qualitativ orientiert, ausgehend von der Komplexität zumindest ihrer interessantesten Forschungsgegenstände, ganzheitlich konzipiert und alltagsnah ausgerichtet. Wesentliches Leitthema ist dabei selbstverständlich das der „Gestalt“.

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags würde es zu weit und von seiner begrenzteren Thematik hinweg führen, wenn der Verfasser es nun unternähme, auf die Besonderheiten einer gestalttheoretischen Sichtweise des soeben genannten zentralen Begriffes einzugehen. Diese – vor allem die sogenannten Gestaltgesetze betreffend – sind sogar noch in aktuellen Lehrbüchern der Allgemeinen Psychologie zu finden, wenn auch meist sehr knapp und verkürzt dargestellt. Es genügt an dieser Stelle wenn die Leserin/der Leser lediglich eine ungefähr zutreffende Vorstellung vom einschlägigen Gestaltbegriff hat. Dies umso mehr als sich der Verfasser im folgenden sehr stark an Lewin anlehnt (was jenen hoffentlich davor bewahrt, zum wiederholten Male – wegen der Bezugnahme auf die Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie – in den abwegigen Verdacht einer antisemitischen Einstellung zu geraten!), bei dem

der kognitiv zu verstehende Begriff „Gestalt“ der Berliner Schule keine wesentliche Rolle spielt.

Im Rahmen der Psychodiagnostik mag er in anderen Zusammenhängen und eher auf unspezifische Weise von Bedeutung sein wenn nach dem Abschluss einer ausführlichen Einzelfalluntersuchung bei einer ganzheitlichen Betrachtung sämtlicher Befunde so etwas wie eine mehr oder weniger geschlossene bzw. prägnante „Gestalt“ der untersuchten Person (in der Relation zu ihrer individuell zu verstehenden Umwelt) erkennbar wird. Das Bemühen des Diagnostikers, diesbezüglich „Gestalthaftes“ zu erkennen, im Sinne einer harmonischen Integration von Einzelresultaten, vermag allerdings auch, bei einer unkritischen Einstellung, in die Irre zu führen, denn nicht immer hat man es mit konvergenten, zwanglos in eine bestimmte Lebensleitlinie einzuordnenden diagnostischen Befunden zu tun, einem „Gemälde“ als Ausdruck eines dominierenden, „gestaltenden“ Rahmenthemas. Manchmal ergibt sich eben als individuelles Fazit einer fachgerechten Untersuchung keine „gute Gestalt“, es sind vielmehr divergierende Befunde feststellbar, die sich trotz entsprechender Metaperspektiven (siehe Abschnitt 5) nicht miteinander in Übereinstimmung bringen lassen, etwa bei einer disharmonischen, vielleicht sogar chaotisch wirkenden Persönlichkeit (hierzu Plaum 1992, 1996). Auch ein allgemein gefordertes hypothesengeleitetes diagnostisches Vorgehen kann zu „Kurzschlüssen“ führen, im Sinne eines vorschnellen selektiven Erlebens der Bestätigung formulierter Hypothesen, wenn nach denselben entgegenstehenden Befunden gar nicht erst gesucht wird, mit der (meist wohl uneingestanden) Absicht, Hinweise auf eine möglicherweise entstehende „schlechte Gestalt“ von vornherein auszuschalten.

3.2 Weitere begriffliche Differenzierungen

An dieser Stelle erscheint es nun doch sinnvoll, den Begriff „Gestalt“ noch ein wenig einzugrenzen. Hierbei können terminologische Differenzierungen der (zweiten) Leipziger Schule hilfreich sein. Deren Vertreter (Volkelt 1967) unterschieden zwischen „Gestaltqualität“, „Komplexqualität“ und „Ganzqualität“. Während „das Ganze“ so allgemein verstanden werden kann, dass es gleichbedeutend ist mit „allem was dazugehört“, „alles Relevante“, betonen die „Leipziger“ dabei die Einheitlichkeit. Wenn es somit darum geht, alles mehr oder weniger Wichtige zu beachten, dann kann es sich dabei durchaus um Uneinheitliches, Zusammenhangsloses, Unverbundenes, sogar Nichtzusammenpassendes, eventuell etwas widersprüchlich oder gegensätzlich Erscheinendes handeln. Im Hinblick auf die Einzelfalldiagnostik würde dies bedeuten, einfach alles was irgendwie wesentlich erscheint oder sein könnte zu berücksichtigen. Das oben angesprochene „Bild“ einer „chaotischen“ Persönlichkeit, einschließlich ihrer Umweltrelationen, wäre zweifellos unter dieser Voraussetzung im

genannten allgemeinsten Sinne „ganzheitlich“ zu nennen, auch wenn einer solchen Totalität die Einheit fehlt. Beide Bedeutungen von „Ganzheit“ können jedoch wiederum nicht als Spezifika einer Gestaltpsychologie gelten (vgl. hierzu auch Sader u. Weber 1996, 13).

Näher kommt einer solchen die Hervorhebung der hierarchischen Organisation von Ganzheiten, d. h. diese können *mehr* oder *weniger* umfassend sein; es gibt dabei über- und untergeordnete, etwa erkennbare „Unterganzheiten“. Das heißt, der Ganzheitsbegriff erweist sich als relativ, je nach der Betrachtungsebene. Wenn die Rede ist von Unterganzheit und übergeordneter Totalität, wird zumeist von einer gewissen Einheitlichkeit ausgegangen, zumindest in partieller Hinsicht. Bei der Strukturierung sowohl des diagnostischen Prozesses als auch der gesamten Befundlage im Einzelfall wäre diese hierarchische Organisation zu beachten (vgl. hierzu auch Breuer 1988), etwa beim Vorgehen vom Allgemeinen zum Besonderen („Unterganzheiten“) oder der Berücksichtigung von Metaebenen (übergeordneten Ganzheiten) bei der Interpretation einer widersprüchlich erscheinenden Befundlage (Plaum 1992; siehe auch unten, Abschnitt 5).

Besonders wichtig erscheint die Feststellung innerhalb der Leipziger Schule, dass es zwei polare Gegensätze von „Gestaltetheit“ gibt, nämlich „Zerstücktheit“ (eines Ganzen) auf der einen Seite und „Diffusität“, d. h. „ungegliederte Ganzheitlichkeit“, auf der anderen (Volkelt 1967). Da der Begriff „Ganzheit“ in der heutigen Psychologie vielfach als anstößig gilt (Plaum 1995/96, vgl. Traxel 2004), ist es interessant, zu konstatieren, wie mit diesem „Stein des Anstoßes“ umgegangen wird. Während Vertreter einer eher elementaristischen Psychologie ganzheitlich orientierten Kollegen gerne vorwerfen, ihr Vorgehen sei durch eine globale Diffusität, am Ende gar eine verschwommene, unsystematische Intuition gekennzeichnet – ob dies tatsächlich zutrifft müsste gewiss erst einmal unvoreingenommen untersucht werden –, tendieren deren Gegner zweifellos zum anderen Gegenpol, nämlich der *Zerstücktheit*. Auch wenn gegenwärtig ein allzu krasser Elementarismus kaum Befürworter findet, so ist das *Zerlegen* komplexer Ganzheiten in zu isolierende Variablen dennoch gang und gäbe, etwa Varianz- und Faktorenanalysen sowie die Suche nach nicht konfundierten latenten Dimensionen in der Testtheorie betreffend (Plaum 1996, 2004a).

Von der „Ganzqualität“ wird innerhalb der Leipziger Schule die „Komplexqualität“ unterschieden. Beide Begriffe beziehen sich auf „die ganzheitlichen Beschaffenheiten eines erlebten bzw. erlebniseingehöri-gen Insgesamt“ (Volkelt 1967, 437). In logisch nicht ganz konsistenter Weise soll sodann der „Begriff *Ganzqualität* ... den *Ganzcharakter*, der Begriff *Komplexqualität* den *Komplexcharakter*“ bezeichnen (Volkelt 1967, 437, Hervorhebungen im Original), so dass ersterer einerseits als übergeordnet anzusehen wäre, andererseits aber dem zweiten gleichrangig an die Seite gestellt erscheint. Zudem lesen wir bei Volkelt (1967, 437): „Ganzqualität betont die Einheitlichkeit des kom-

plexen Ganzen“ (im Original insgesamt hervorgehoben), aber auch „daß die Bezeichnung Komplexqualität mehr Nachdruck darauf legt daß ... das Ganze eine *Mehrheit* von Qualitäten in sich birgt ...“ (Hervorhebung im Original). Ohne auf weitere schwer verständliche Erläuterungen in diesem Zusammenhang bei Volkelt weiter einzugehen (z. B. die Unterscheidung von „Einheit“ und „Einsheit“ sowie „numerisch“ und „qualitativ“) wird mit den eben genannten Differenzierungen offenbar auf die oben angeführte Feststellung Bezug genommen dass Ganzheit nicht gleichbedeutend mit Einheit ist sowie eine Vielheit umfassen mag, die gegebenenfalls „komplex“ genannt werden kann. Wie dem auch sei, der Terminus „komplex“ bzw. „Komplexität“ verweist auf die sowohl ganzheits- als auch gestalttheoretisch wichtige Tatsache, dass man es in der Psychologie nahezu ausschließlich nicht mit einfachen Sachverhalten zu tun hat sondern eben mit solchen, die sozusagen enge Verknüpfungen, ja Verschmelzungen keineswegs isolierbarer Teilkomponenten darstellen. Dies ist von entscheidender Bedeutung im Hinblick auf eine variablenisolierend und dabei „zerstückend“ konzipierten Diagnostik, die das eben Gesagte unberücksichtigt lässt (Plaum 1989, 1992, 2004a).

Es bleibt nun noch hinzuzufügen, dass der Terminus „Gestalt“ im Kontext des bisher Dargelegten bei der Leipziger Schule eingegrenzt wird: „Der Begriff ‚Gestalt‘ ... sollte auf diejenigen Tatsachen und Zusammenhänge des Erlebens beschränkt werden, für welche Gegliedertheit bei erhaltener Ganzheitlichkeit, also geformte Einheitlichkeit, charakteristisch ist. Das trifft durchaus nicht für alle erlebbaren Ganzheiten zu“, das heißt: „Gestaltqualitäten sind eine Unterart der Komplexqualitäten“ (Krueger, zitiert nach Volkelt 1967, 435, dort das letzte Zitat hervorgehoben). Ganzheiten, die *nicht* als Gestalten gelten dürften wären vor allem *Gefühle*, „die um so ausgeprägter zu sein pflegen, je diffuser sie sind“ (Volkelt 1967, 435).

Während sich Lewin in Richtung einer Motivationspsychologie von der kognitiven Schwerpunktsetzung der Berliner Schule wegbewegt hat, setzt die Leipziger Schule einen wesentlichen Akzent bei ihrer Gefühlslehre. So wichtig diese für die Psychologie sein mag, im Rahmen des vorliegenden Beitrags spielt dieser Aspekt keine bedeutsame Rolle und es braucht hier darauf nicht weiter eingegangen zu werden. Festzuhalten ist jedoch, dass die auch für die Gestaltpsychologie so wichtigen Begriffe „Qualität“ und „Ganzheit“ keineswegs nur auf kognitive Gegebenheiten zu beziehen sind. Diese ausdrückliche Erweiterung durch die „Leipziger“ lässt Totalität in diesem Punkt alltagsnäher und differenzierter erscheinen als sich dieser Terminus bei der Berliner Schule darstellt (hierzu Metzger 2001). Vielfach werden nach wie vor Emotionen, auch in der Einzelfalldiagnostik, vernachlässigt (vgl. Kubinger u. Jäger 2003).

Im Prinzip hat aber auch die Berliner Schule den Anspruch geltend gemacht, alltagsnah orientiert zu sein (Plaum 1991a). Das gilt jedoch insbesondere für Lewin (z. B. 1953) und seine Mitarbeiter(innen). Diese „Schule“ wird von Kebeck (1988) behandelt, in seinem Beitrag zum Sammelband „Zukunfts-

Gestalt-Wunsch-Psychologie“ (Groeben, Keil u. Piontkowski 1988). Der genannte Autor verweist neben weiteren wesentlichen Aspekten auf Alltagsbeobachtungen als Ausgangspunkte experimenteller Untersuchungen und erwähnt den Bericht über die „Café-Haus-Anekdote“, welche Lewin zur Konzeption des „Paradigmas ‚erledigter‘ und ‚unerledigter‘ Handlungen“ veranlasste (Kebeck 1988, 61). Dabei geht die Tatsache etwas unter, dass dieser Forscher nicht nur von Alltagssituationen ausging, sondern auch darauf bedacht war, deren Grundstruktur im Experiment beizubehalten, d. h. dieses möglichst alltags- bzw. „lebensnah“ zu gestalten. Beispiele sind Hoppes Untersuchungen zur Leistungsmotivation anhand real zu bewältigender ichtnaher Leistungsanforderungen, oder die Arbeit zu den Reaktionen auf Frustration bei Kleinkindern, die sich zunächst mit vielen Spielsachen beschäftigen konnten, aber dann auf geradezu drastische Weise daran gehindert wurden (Barker, Dembo u. Lewin 1941). Auch für die Diagnostik gilt, dass dabei die Grundstrukturen, der „Geschehenstypus“ (Lewin 1927), der prognostisch relevanten (Alltags-)Situationen, realisierbar sein sollten (vgl. hierzu auch Plaum 1989).

4. Gestaltpsychologisch konzipierte Psychodiagnostik

4.1 Zurück zu Lewin?

Anhand des Anwendungsbereichs Diagnostik sollen nun beispielhaft Möglichkeiten einer Umsetzung der genannten allgemeinen Grundsätze ganzheits- und gestaltpsychologischer Forschung und Praxis in konkretes fach- und sachgerechtes Handeln aufgewiesen werden. Dabei ist zu konstatieren, dass gerade der gängige psychometrische Mainstream dieses Anwendungsfaches in sehr weitreichendem Gegensatz zu ganzheits- und gestalttheoretischen Konzeptionen steht. Es dürfte kaum ein anderes Gebiet der Psychologie geben, auf dem diese Diskrepanz in ähnlicher Weise deutlich wird. Von daher lässt sich das Idealbild einer „Zukunfts-Wunsch-Diagnostik“ zeichnen. Diese sollte – zusammenfassend, nach den bisherigen Ausführungen – hauptsächlich qualitativ ausgerichtet, ganzheitlich, der Komplexität des Menschen und seiner Umweltbeziehungen (der „Person in ihrer Situation“, d. h. dem „Lebensraum“ im Sinne Lewins) gerecht werdend, sowie lebensnah gestaltet sein. Von diesen Grundsätzen ausgehend lassen sich Differenzierungen, Spezifizierungen und Konkretisierungen ableiten. Dabei kann auf die

bereits erwähnte Publikation von Kebeck (1988) zu den Arbeiten von Lewin und seinen Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern zurückgegriffen werden.

In diesem Zusammenhang ist oben bereits die Betonung der Alltagsrealität erwähnt worden. Diagnostik, welche diese unberücksichtigt lässt, vernachlässigt in mehrfacher Hinsicht psychologisches Fachwissen. Dabei sollte auch im Hinblick auf die Untersuchung einzelner Menschen die Grundkonzeption Lewins selbstverständlich sein, nämlich die bereits Laien trivial erscheinende Tatsache, dass eine konkrete Person nicht sozusagen im luftleeren Raum existiert sondern vielfältig und untrennbar mit ihrer jeweiligen Umwelt verbunden. Das heißt, nicht nur aktuelle Gegebenheiten diagnostischer Situationen sondern auch überdauernde Lebenslagen bestimmen Befunde im Einzelfall mit. Dies wäre zum Beispiel bei den zahlreichen Fragebogentests zu berücksichtigen. Soweit hier Aussagen gewonnen werden sollen, die über die konkrete Untersuchungssituation hinausreichen – und das ist so gut wie immer der Fall – müsste man fragen, inwieweit dies realisierbar erscheint. Wird von der Lewin'schen Konzeption der „Person in der Situation“ ausgegangen, so dürfte zunächst weder eine ausschließlich personbezogene noch eine lediglich environmentalistische Diagnostik sinnvoll sein. Etwas verspätet ist diese grundlegende Frage in der Differentiellen Psychologie diskutiert worden, mit dem zu erwartenden schlichten Ergebnis dass beides gleichermaßen zu berücksichtigen sei, im Sinne einer „Interaktion“ (Amelang u. Bartussek 2001). Diese jedoch lediglich varianzanalytisch aufzufassen widerspricht nicht nur dem Lewin'schen Ansatz, sondern auch dem „gesunden Menschenverstand“ (Plaum 2002b, 280). Außerdem hat sich gezeigt, dass selbst situationsbezogene Fragebogenitems keine Garantie für eine lebensnahe, am Alltag orientierte Diagnostik darstellen (Amelang u. Bartussek 2001, insbesondere 656–659; vgl. auch Plaum 2002b). Dies liegt nicht allein an (eventuell verfälschenden) Selbstdarstellungstendenzen, unbewussten Verzerrungen oder kognitiven Defiziten, sondern auch an dem was in der Theorie Lewins als Unterschiede zwischen der Realitäts- und der Irrealitätsebene betrachtet wird (Hall u. Lindzey 1978, 256–257). Auf Grund dieser Differenzen konnte Lewin behaupten dass sowohl „projektive“ Tests als auch Fragebogenverfahren keine sicheren Schlüsse auf reales Verhalten im Alltag erlauben, weil beide Methodengruppen lediglich auf der Irrealitätsebene ansetzen (Lewin 1963, 200). In der Tat befindet sich ein Proband selbst bei der Bearbeitung eines situationsbezogenen Fragebogens, der beispielsweise konkrete Ängste erfassen soll, während der Bearbeitung desselben keineswegs real in den entsprechenden (hier: angst-erregenden) Situationen; folglich können diese – ähnlich wie bei „projektiven“ Techniken – nur in der Vorstellung (d. h. auf der Irrealitätsebene) realisiert werden (hierzu Plaum 1981, 93–94). Nun dürfte es zugegebenermaßen sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein, während eines diagnostischen Prozesses bei den Probanden (Pbn) einen repräsentativen Querschnitt situationsspezifischer Ängste real im konkreten Erleben zu aktivieren. Dies lässt aber le-

diglich erkennen, dass eine lebensnahe Diagnostik nicht in allen Bereichen der „Person-Umwelt-Relationen“ (Gottschaldt) gleichermaßen möglich ist, weshalb selbstverständlich auch psychometrische Fragebogentests ihre Berechtigung haben. Daher liegt eine multimethodale Perspektive nahe; darauf wird zurückzukommen sein.

Wo immer jedoch ein alltagsnäheres Vorgehen realisierbar erscheint, sollte dies angestrebt werden. Dass beispielsweise bei der Diagnostik von Leistungsmotivation eine sinnvolle Alternative zu Fragebögen denkbar ist, hat Gottschaldt anhand seiner Berliner Erfolgs-Misserfolgs-Versuche aufgezeigt (zu einer Weiterentwicklung siehe Plaum u. Lautenschläger 2002), in Anlehnung an Lewin bzw. die experimentellen Untersuchungen seines Mitarbeiters Hoppe (1930; siehe auch Mehl 1956). Dabei geht es nicht um Äußerungen zu Erfolgs- und Misserfolgserebnissen in Fragebogenform (d. h. auf der Irrealitätsebene) sondern die Erfassung bekanntgegebener Verschiebungen von Anspruchsniveaus auf Grund realer Erfolgs- und Misserfolgserebnisse anlässlich in der diagnostischen Situation tatsächlich zu bewältigender Leistungsanforderungen. Dass Alltagsbeobachtungen sowie Alltagsnähe in der Diagnostik nicht ausschließlich mittels Quantifizierungen realisierbar sind, dürfte klar sein. Gottschaldts Konzeption einer Untersuchung des Einzelfalls bezieht sich denn auch primär auf qualitative Besonderheiten (Gottschaldt 1954, 1958).

4.2 Experimentelle Forschung und experimentelle Diagnostik

Die bei Kebeck (1988) weiterhin angeführte sorgfältige phänomenale Beschreibung von Untersuchungsverläufen und -resultaten wäre selbstverständlich auch im Hinblick auf diagnostische Prozesse zu wünschen. Einer der Gründe für eine entsprechende Forderung liegt darin dass sich die Grundsätze eines experimentellen Vorgehens nicht nur auf Arbeiten mit Stichproben beziehen sollten sondern auch bei der Einzelfalldiagnostik zu beachten wären. Das wird bei dem Forscherkreis um Lewin ebenfalls besonders deutlich; Kebeck (1988) führt hierzu als gute Beispiele die Publikationen von Karsten und Dembo im Rahmen der bekannten Reihe „Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie“ an. Als wesentliches Merkmal dieser Arbeiten stellt sich die gründliche und umfassende Betrachtung des Erlebens und Verhaltens eines jeden Einzelfalles dar: „Der Forscher ist ernsthaft an den Phänomenen jeder einzelnen Versuchsperson interessiert ...“ (Kebeck 1988, 60), das heißt, es gibt keinen prinzipiellen Unterschied zwischen der Untersuchung einer Versuchspersonengruppe und dem „ernsthaften Interesse“ am (*diagnostischen*) Einzelfall. Dass es dabei keineswegs nur um statistisch relevante quantitative Daten gehen kann und Totalität sowie Komplexität des realen Alltags nicht außer acht gelassen werden können, dürfte einleuchtend sein.

Dies folgt ohnehin daraus, dass sich Experimentieren im Sinne Lewins weitgehend anders darstellt als es dem gängigen Vorgehen gegenwärtiger experimenteller Psychologie entspricht. Damit ist bereits ein weiterer Punkt angesprochen, den Kebeck (1988) als wesentliches Merkmal des Lewin'schen Forschungsprogramms hervorgehoben hat, nämlich die ausgedehnte experimentelle Analyse und Variation. Schon das umfassende Interesse am Einzelfall lässt einen wesentlichen Unterschied gegenüber der Beschränkung auf eine einzige oder wenige Variablen mit dem Ziel einer statistischen Bearbeitung von an *Personengruppen* erhobenen Daten erkennen. Sodann zeichnen sich die „Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie“ durch möglichst viele Bedingungsvariationen aus: „Nicht die Bestätigung der [unter (einer) restriktiven Bedingung(en) zustande gekommenen (Hinzufügung des Verfassers)] Ergebnisse durch Wiederholung steht im Vordergrund, sondern die Klärung des Bedingungsgefüges“ (Kebeck 1988, 60), d. h. der Forscher bemüht sich um die Feststellung der Bedingungen unter denen man eben nicht *gleiche*, sondern *unterschiedliche* Ergebnisse findet! Dass es dabei um die primär *qualitative*, ganzheitliche Erhellung eines alltagsrelevanten komplexen „Gefüges“ geht bedarf wohl keiner weiteren Betonung mehr. In diesem Zusammenhang wird ein Verständnis von „Standardisierung“ bezüglich der Untersuchungsbedingungen deutlich, welches der üblichen Auffassung geradezu diametral entgegengesetzt ist. Nicht allein das heute geläufige Konstanthalten weniger Bedingungen oder nur einer einzigen derselben – anstatt zahlreicher *Bedingungsvariationen* – entspricht keineswegs der Lewin'schen Vorgehensweise; es wird bei dieser vielmehr selbst innerhalb einer einzigen Untersuchungsbedingung ein relativ flexibles Versuchsleiterverhalten gefordert. Das ist die Folge der Unterscheidung einer Außensicht (auf Seiten des Forschers) von einer Innensicht (der Versuchsperson) im Hinblick auf eine experimentelle Kontrolle realisierter Bedingungen. Auch diese Differenzierung lässt sich zwanglos auf die Diagnostik übertragen:

Nach dem gängigen Verständnis einer kontrollierten Einzelfalluntersuchung bezieht sich die hierfür erforderliche Standardisierung der angewandten Methoden sowie des diagnostischen Prozesses offensichtlich nur auf die Perspektive des Testleiters, jedoch mit dem Ziel, Vergleichbarkeit der Bedingungen hauptsächlich im Hinblick auf die *Probanden* herzustellen. Beides ist jedoch zweifellos nicht ohne weiteres zur Deckung zu bringen. Der Sinn einer Testinstruktion ist gewiss der, dass die Diagnostikanden genau wissen was sie zu tun haben; hierauf bezieht sich doch wohl die angestrebte Vergleichbarkeit. Dem Autor des vorliegenden Beitrags war es immer unverständlich weshalb eben diese Vergleichbarkeit etwa gewährleistet sein soll, indem man sämtlichen Pbn tatsächlich wortwörtlich nur die gleiche festgelegte Instruktion gibt – ungeachtet der Unterschiede z. B. bezüglich Sprachverständnisniveau oder regionaltypischer Ausdrucksweisen. Dieses Unverständnis des Verfassers hängt vermutlich damit zusammen dass er als Schüler von Gottschaldt mit

einer experimentellen Psychologie Lewin'scher Prägung vertraut gemacht wurde. Denn genau diese fordert ein individuumzentriertes Versuchsleiterverhalten, wobei Vergleichbarkeit im Hinblick auf das Erleben und die Intentionen der Pbn im Vordergrund steht. Dies ist selbstverständlich auch im Hinblick auf Testnormen zu berücksichtigen, indem man sich die Frage stellt, inwieweit die Besonderheiten des Einzelfalles mit den Durchschnitts- und Streuwerten der Eichstichprobe vereinbar sein mögen.

Immerhin gibt es in der Einzelfalldiagnostik das „experimentelle Modell“, entwickelt an der berühmten Londoner Maudsley-Klinik, welches, über standardisierte psychometrische Tests hinausgehend, Experimente mit $N = 1$ einbezieht und teilweise mit gestaltpsychologischen Traditionen – etwa bei Goldstein (Shapiro 1951) – übereinstimmt (Plaum 1992). Diese Art gründlicher und flexibler Einzelfalldiagnostik ist offenbar sogar innerhalb der Klinischen Psychologie vergessen worden (Plaum 2004b). Doch selbst wenn man an Untersuchungen des Kreises um Lewin anknüpfte – was auf die Hoppe'sche Arbeit zum Anspruchsniveau (Hoppe 1930) zutrifft, – so hatten solche Forschungen niemals die Gesamtheit entsprechender Positionen als Hintergrund. Während die Publikationen von Karsten (1928) und Hoppe (1930), beide zum Komplex Leistungsmotivation, inhaltlich sehr eng aufeinander bezogen waren, berücksichtigte man später die erstgenannte Veröffentlichung überhaupt nicht mehr, obwohl Karsten mit der psychischen Sättigung einen ganz entscheidenden Aspekt dieses Gesamtkomplexes untersuchte. Folglich wäre zu wünschen, dass diesem Gesichtspunkt sowohl in der Pädagogischen als auch der Arbeits-Psychologie eine ausführliche Behandlung zukommt, diagnostische Fragestellungen eingeschlossen (Plaum 1979), aber zumindest was das erstgenannte Anwendungsfeld betrifft findet sich in einschlägigen Lehrbüchern die psychische Sättigung nicht einmal erwähnt (hierzu Plaum 1991b). Auch wenn man, wie Heckhausen, unmittelbar im Anschluss an Hoppe weitergearbeitet hatte, fand sehr bald – unter dem Einfluss angloamerikanischer Variablenisolierung – eine Loslösung von Lewin'schen Ansätzen statt, bis zu abstrusen Aussagen zum „Leistungsmotiv“, derart dass dieses keinesfalls durch situative Einflüsse „in Wallung“ versetzt werden dürfe, falls man es denn „messen“ wolle (Plaum 1989, 132): Eine Vorstellung die der Auffassung Lewins völlig entgegengesetzt ist!

5. Metaperspektiven

5.1 Vom Allgemeinen zum Spezifischen

Schließlich weist Kebeck (1988, 62) noch auf die bei Lewin realisierte Notwendigkeit einer die Forschung begleitenden „metatheoretischen Reflexion“ hin. Was damit gemeint sein soll wird jedoch nicht so recht deutlich. Unter einer „Metatheorie“ kann man nämlich Verschiedenes verstehen (siehe Plaum 2004c). Zum einen wäre diese als eine sehr allgemeine theoretische Konstruktion auf hohem Abstraktionsniveau anzusehen, sozusagen eine Art „Supertheorie“, die unter übergeordneten Gesichtspunkten einem „höheren“ Verständnis der hierunter zu subsumierenden einzelnen Theorien dienen mag. Von daher lässt sich überlegen, ob ganzheitliche Ansätze geeignet erscheinen, eine allgemeine Rahmenkonzeption im Sinne des soeben erläuterten Verständnisses einer „Metatheorie“ zur Verfügung zu stellen. Dies dürfte deshalb sinnvoll sein, weil sich die Forschung heute eher mit sehr kleinen personalen Teilbereichen und/oder deren Umwelt- bzw. situativen Beziehungen befasst, die als solche innerhalb eines umfassenden holistischen Entwurfs gar nicht vorgesehen sind bzw. eben nur mit Hilfe sogenannter Minitheorien untersucht werden, wobei interessant sein könnte, inwieweit die entsprechenden Befunde und theoretischen Konzepte durch die Einordnung in einen größeren, allgemeineren Zusammenhang ihren Stellenwert gewinnen. Eine ganzheitliche Rahmentheorie erlaubt es, Interpretationen von Forschungsergebnissen auf einer „niedrigeren“ Ebene zu relativieren, etwa wenn diese bedingt durch wirklichkeitsfremde Restriktionen erscheinen, was vielleicht erst die Betrachtung innerhalb eines „weiteren“ Horizonts erhellen kann. So waren beispielsweise, unter anderem auf Grund einer gestalttheoretischen Sichtweise, einfache behavioristische Lerngesetze als in ihrer Bedeutung recht begrenzte Spezialfälle im Rahmen einer umfassenderen Lerntheorie zu sehen, unter Einbeziehung kognitiver und motivationaler Momente (Bergius 1964a). Eine derartige Auffassung von „Metatheorie“ wird jedoch bei Kebeck (1988) nicht erkennbar, obgleich der Lewin'sche Ansatz – auf den sich der genannte Autor bezieht – vielleicht besser als die „klassische“ Gestaltpsychologie der Berliner Schule geeignet erscheint, ein solches Korrektiv zur Verfügung zu stellen (vgl. hierzu Lück 2001, Plaum 2002b).

Es ist allerdings generell zu fragen, ob sich eine bestimmte Theorie, auch eine holistische, die wie alle anderen dennoch gewisse Einseitigkeiten und „blinde Flecken“ aufweist, sowie nur unter speziellen – etwa zeitgestabhängigen (vgl. Plaum 1993a, 1995) – Bedingungen entstehen konnte, jemals als eine allseitig befriedigende Metatheorie eignen würde. Eine solche müsste zudem

allgemeine Anerkennung finden. Es wäre wohl unrealistisch, auf die Vollendung eines so gigantischen Unternehmens wie die Entwicklung einer nicht nur allumfassenden und hinreichend differenzierten sondern auch generell akzeptierten Metatheorie zu hoffen. Angesichts dessen erscheint es eher sinnvoll, aus existierenden ganzheitlichen Entwürfen diejenigen allgemeinen Merkmale herauszugreifen bezüglich derer diese Theorien übereinstimmen. Damit wäre dann ein etwas anderes Verständnis einer „metatheoretischen Reflexion“ gegeben. In einem derartigen Zusammenhang spricht man aber besser von einer „metaperspektivischen“ Betrachtung, da ein aus solchen generellen Merkmalen gebildetes Beurteilungsraster nicht bereits eine Theorie genannt werden kann und es dabei auch fließende Übergänge zu nichtwissenschaftlichen, im Alltag gebräuchlichen Kategorien geben mag, wie z. B. „Umfang“, „Reichweite“, „Vielseitigkeit“ oder „Anwendungsbezug“ (Plaum 2004c). An dieser Stelle ist zu sagen, dass sich die bereits genannten Theoriemerkmale „qualitativ“, „ganzheitlich“, „Komplexität“ und „Alltagsnähe“ nunmehr als „Metaperspektiven“ darstellen.

Von verschiedenen Autoren sind im Hinblick auf die Gestalttheorie grundsätzliche subtile metatheoretische Überlegungen publiziert worden; es sei nur nochmals an den Sammelband von Groeben, Keil und Piontkowski (1988) erinnert. Es war nicht das Bestreben des Verfassers, bereits vorliegenden Publikationen weitere wissenschaftstheoretische Subtilitäten hinzuzufügen; der vorliegende Beitrag bewegt sich auf einem schlichteren Niveau. Diesem liegt das Anliegen zu Grunde, aufzuzeigen, wie man aus der Gestaltpsychologie Metaperspektiven zu gewinnen vermag, die in einem konkreten Anwendungsbereich – der Psychodiagnostik – zu einer sehr grundsätzlichen Kritik dort üblicher Vorgehensweisen führen können. Diese Metaperspektiven sind einerseits so allgemein, dass sie zumindest teilweise nicht ausschließlich der Gestaltpsychologie entsprechen. Wesentliche Gemeinsamkeiten lassen sich beispielsweise auch mit den Arbeiten Piagets erkennen (Lohaus 1988). Auf die Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie wurde oben bereits hingewiesen. Andererseits erlauben die genannten Metaperspektiven sehr konkrete detaillierte Umsetzungen, etwa praktisch-methodischer Art, wobei dann im einzelnen z. B. spezifisch gestaltpsychologische Forschungen durchaus berücksichtigt werden können.

Das lässt sich im Hinblick auf die Einzelfalldiagnostik verdeutlichen an Hand des „Würfelkastens“ von Gottschaldt. Dieses Instrument besteht aus einem massiven Kasten mit 12 unterschiedlich ausgestatteten Schächten, in denen sich, meist deutlich sichtbar, ein Metallwürfel befindet, der aus dem jeweiligen Schacht mittels eines Werkzeugs herauszubefördern ist (hierzu Klix u. Lander 1967). Es sind Hindernisse eingebaut, die zum Teil lediglich zu Frustrationen führen sollen, aber auch „praktisches Denkhandeln“ (Gottschaldt) unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade erfordern. Für die Lösung mancher Teilaufgaben müssen die Pbn erkennen, dass das Werkzeug umgebaut

werden kann („Umstrukturierung“ im Sinne der Gestaltpsychologie). In erster Linie gewinnt man mit diesem Instrument *qualitative* Informationen zum praktischen Problemlöseverhalten, einschließlich Arbeitsstrategien (etwa Versuch und Irrtum oder systematisches Planen). Transferleistungen werden angeregt, die im weiteren Verlauf nicht mehr zum Erfolg führen und somit kognitive Umstrukturierungen erforderlich machen. Darüber hinaus ergeben sich Hinweise zu Anspruchsniveaus, Ausdauer und Frustrationstoleranz. Das heißt, es werden hier nicht nur isolierte Leistungsvariablen erfassbar, sondern ein *alltagsnaher*, leistungsbezogener *Komplex ganzheitlichen* Erlebens und Verhaltens, kognitive, affektive sowie motivationale Aspekte beinhaltend. Dabei ist offensichtlich, dass dieses diagnostische Verfahren auf Ergebnisse gestaltpsychologischer Forschungen zum Problemlösen zurückgeht (siehe etwa Duncker 1935, oder Köhlers bekannte Untersuchungen an Primaten). Da die Lösungen einzelner Würfelkasten-Aufgaben oft sehr schwer zu finden sind, kann der Untersucher abgestufte und gezielte (verbale) Hilfen geben, was ebenfalls gestaltpsychologischer Tradition entspricht und ein *variables* Diagnostikerverhalten (siehe oben) mit sich bringt (Bergius 1964 b). Der Verfasser hat mit diesem Instrument in der klinischen Praxis sehr gute diagnostische Erfolge erzielen können (als hervorragende Ergänzung zu psychometrischen Leistungstests), etwa bei vorliegenden Arbeitsstörungen. Ein Versuch, dieses Gerät durch eine einschlägige Firma nachbauen zu lassen, scheiterte: Eine von dort in die Wege geleitete Befragung von Praktikern zeigte, dass daran keinerlei Interesse besteht. Zu lange schon ist eine einseitig psychometrische Diagnostik an den Hochschulen gelehrt worden, um für ein dem entgegenstehendes Vorgehen noch Verständnis wecken zu können. Zu den Berliner Erfolgs-Mißerfolgs-Versuchen wurde oben schon etwas gesagt. Trotz der guten empirischen Befundlage bezüglich ihrer Weiterentwicklung (siehe z. B. Plaum 1993b, Plaum u. Lautenschläger 2002) findet auch dieses auf den Lewinschüler Hoppe zurückgehende Verfahren keine Anerkennung.

5.2 Offenheit und Pluralismus

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, dass Metaperspektiven über einzelne theoretische Ansätze hinausweisen. Das heißt, sie legen einen wissenschaftlichen Pluralismus nahe. Es ist ja keineswegs so, dass eine metaperspektivische Betrachtung von vornherein einzelne Konzeptionen und entsprechende Methoden ausschließen müsste; man sollte diese vielmehr zuerst auf Grund einer sorgfältigen Analyse im Hinblick auf die theoretische, empirische und praktische Ergiebigkeit bzw. Brauchbarkeit untersuchen. Das führt zumindest in die Nähe einer systematischen Eklektik und berührt damit ein höchst umstrittenes Thema der akademischen Psychologie. Hierauf weiter einzugehen würde den Rahmen des vorliegenden Beitrages sprengen (siehe

hierzu Plaum 1992). Es genügt, an dieser Stelle festzuhalten dass gerade eine ganzheitliche metaperspektivische Orientierung Offenheit im Hinblick auf verschiedene wissenschaftliche Konzeptionen sowie praxisbezogene Ansätze nahe legt, und zwar einmal weil *unterschiedliche* holistische Theorien existieren, zum anderen aber auch wegen der Notwendigkeit, trotz einer ganzheitlichen Grundeinstellung Detailforschung zu betreiben, die dann zwangsläufig bei der konkreten Ausführung zu Festlegungen führen muss, unter Hintanstellung holistischer Grundsätze. Entscheidend ist dann allerdings ob diese Einengungen bei der Interpretation empirisch gewonnener Daten Berücksichtigung finden oder inwieweit schließlich ganzheitliche Perspektiven außer acht gelassen werden. Dies gilt auch für die Diagnostik.

Holistisch orientierte Forscher und Einzelfalldiagnostiker tendieren generell zu einem multimethodalen Vorgehen. Dies ist der Fall, weil – wie oben bereits angedeutet – die Fülle insgesamt (möglicherweise) relevanter Bereiche der Person, einschließlich ihrer Umweltrelationen, mit jeweils spezifischen einschlägigen Verfahren erfasst werden müssen, aber auch wegen der zu Grunde gelegten Metaperspektiven, die wiederum – aus ganzheitlicher Sicht – ein *multiperspektivisches* Vorgehen nahe legen. So haben denn bedeutende Gestalttheoretiker – etwa Gottschaldt (Plaum 1991a) – einen erstaunlichen Pluralismus und eine bemerkenswerte Toleranz gegenüber anderen wissenschaftlichen Ansätzen an den Tag gelegt (vgl. auch Metzger 2001). Ungeachtet der Anwendung der Berliner Erfolgs-Mißerfolgs-Versuche hat dieser Psychologe beispielsweise zur Diagnostik der Leistungsmotivation auch mit TAT-Bildern gearbeitet (Fassheber 1970), trotz einer diesbezüglichen Kontroverse mit Heckhausen (1964; siehe auch Schubert-Jäckel u. Mehl 1962) – freilich in der Hoffnung dass sich die Überlegenheit der eigenen Methode zeigen möge. Grundsätzlich war Gottschaldt kein Befürworter sogenannter projektiver Techniken. Soweit diese offenkundig Phantasieinhalte eruieren und dieselben wiederum bei einer ganzheitlichen Betrachtung einer Person (einschließlich der Irrealitätsebene!) nicht vernachlässigt werden dürfen, spricht aber nichts gegen die Anwendung dieser Gruppe diagnostischer Verfahren, im Sinne eines multimethodalen Vorgehens, wie auch immer damit gewonnene Befunde theoretisch interpretiert werden mögen (hierzu Plaum 1992).

5.3 Fazit: Gestaltpsychologisch orientierte Diagnostik, in weiterer, engerer und spezifischer Bedeutung

Der Verfasser hat bereits darauf hingewiesen, dass es ihm fern liegt Substantielles zu einer „Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie“ (Groeben, Keil u. Pionkowski 1988) im allgemeinen beitragen zu wollen. Es möge ihm aber gestattet werden, dennoch, deutlich bescheidener, Grundsätzliches bezüglich

einer „Zukunfts-Wunsch-*Psychodiagnostik*“ zu sagen. Das Wesentliche des vorliegenden Beitrags zusammenfassend wären hierzu die folgenden Punkte anzuführen. „Zukunfts-Wunsch-*Psychodiagnostik*“ des Einzelfalls sollte (hierzu auch Plaum 1992, 2000, 2002a)

- in einem allgemeinen Sinne *ganzheitlich* ausgerichtet sein, das heißt vor allem sämtliche wesentlichen Gesichtspunkte zur Person und ihrer Umwelt berücksichtigend, dabei
- die engen Zusammenhänge derselben nicht durch eine Isolierung von Merkmalen auseinander reißen, was bedeutet, dass *Komplexe* und nicht artifizielle Variablen
- möglichst *alltagsnah* zu untersuchen sind, wobei
- eine *qualitativ*-methodische Ausrichtung an erster Stelle zu stehen hätte, aber multimethodal im weitesten Sinne (etwa auch unter Einbeziehung des „experimentellen Modells“) vorzugehen wäre.

Gäbe es dann auch so etwas wie eine „Zukunfts-Wunsch-*Gestalt*-*Psychodiagnostik*? Diese Frage ist weniger leicht zu beantworten. Die soeben genannten Punkte sind zweifellos kennzeichnend für gestaltpsychologische Ansätze, wenn auch auf recht allgemeine Weise und nicht ausschließlich. Vor allem das Vorgehen Lewins und seiner Mitarbeiter könnte – wie oben dargelegt – eine etwas spezifischere sinnvolle Rahmenkonzeption für die Einzelfalldiagnostik abgeben (hierzu Plaum 2002b). Hier wäre vor allem an die Möglichkeit systematischer Bedingungsvariationen anstelle stupider Standardisierungen des Vorgehens zu denken. Als im engsten Sinne gestaltpsychologisch sind dann so spezielle diagnostische Verfahren wie der Gottschaldt'sche Würfelkasten zu nennen. Solche Methoden sollten jedoch innerhalb eines multiperspektivischen, pluralistischen, wenn nicht eklektischen Grundmodells angesiedelt sein. Dass darin kein Widerspruch zu sehen ist, hat der Verfasser darzulegen versucht (siehe etwa auch Plaum 1992). Schließlich war Offenheit gegenüber einer „anderen“ Psychologie nicht nur ein Charakteristikum von Lewin und seinen Mitarbeitern (siehe z. B. Hoppe 1930) sondern auch bei bedeutenden Gestaltpsychologen der Berliner Schule (Metzger 2001). Somit kann man insgesamt (Plaum 1991a; vgl. auch Kästl 2002) eine gestaltpsychologische Ausrichtung wünschenswerter Diagnostik in dreierlei Hinsicht sehen, sozusagen im Sinne dreier konzentrischer Kreise, nämlich in sehr allgemeiner, spezifischerer und sehr enger Bedeutung. Es ist die Überzeugung des Verfassers, dass für eine „Zukunfts-Wunsch-Einzelfalldiagnostik“ *jeder* der Kreise unverzichtbar sein müsste und diese zudem eng aufeinander zu beziehen wären. Allerdings – und hier liegt ein großes Problem im Hinblick auf die Praxis: Eine solche Einzelfalldiagnostik wäre bei weitem aufwändiger als die herkömmliche (siehe auch Kebeck 1988). Sie könnte jedoch sowohl dem untersuchten Individuum als auch dessen Bezugspersonen und gegebenenfalls den Auftraggebern voll gerecht werden und würde so der Menschenwürde aller

beteiligten Personen entsprechen (Plaum 2004a). Aber – wer ist bereit, genau dafür zu bezahlen?

Literatur

- Amelang, Manfred u. Dieter Bartussek (2001): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. Stuttgart: Kohlhammer (5. Auflage).
- Arnheim, Rudolf (1975): Anwendungen gestalttheoretischer Prinzipien auf die Kunst. In Suitbert Ertel, Lilly Kemmler u. Michael Stadler (Hg.), *Gestalttheorie in der modernen Psychologie* (278–284). Darmstadt: Steinkopff.
- Barker, Roger G.T., Tamara Dembo u. Kurt Lewin (1941): *Studies in topological and vector psychology, II: Frustration und regression: An experiment with young children*. University of Iowa Studies in Child Welfare 18.
- Bergius, Rudolf (1964a): Einfache Lernvorgänge. In Rudolf Bergius (Hg.), *Handbuch der Psychologie. I. Der Aufbau des Erkennens. 2. Halbbd.: Lernen und Denken* (147–224). Göttingen: Hogrefe.
- Bergius Rudolf (1964b): Produktives Denken (Problemlösen). In Rudolf Bergius (Hg.), *Handbuch der Psychologie I. Der Aufbau des Erkennens. 2. Halbbd.: Lernen und Denken* (518–563). Göttingen: Hogrefe.
- Berning, Vincent (1996): *Der Gestaltgedanke und sein sprachlicher Missbrauch durch die Begründer der „Gestalttherapie“ und „Gestaltpädagogik“*. Roetgen: V.T.B. Dreiland Verlag.
- Bracken, Helmut v. u. Henry P. David (Hg.) (1959): *Perspektiven der Persönlichkeitstheorie*. Bern: Huber.
- Breuer, Franz (1988): Probleme und Prinzipien des (methodischen) Umgangs mit Gegenstands-Einheiten in der Psychologie. In Norbert Groeben, Wolfgang Keil u. Ursula Piontkowski (Hg.), *Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie* (75–96). Münster: Aschendorff.
- Duncker, Karl (1935): *Zur Psychologie des produktiven Denkens*. Berlin: Springer.
- Ertel, Suitbert, Lilly Kemmler u. Michael Stadler (Hg.) (1975): *Gestalttheorie in der modernen Psychologie*. Darmstadt: Steinkopff.
- Faßheber, Peter (1970): *Über die Valenz langfristiger Prognosen der Persönlichkeitsbegutachtung im Jugendalter*. Habilitationsschrift der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen.
- Gottschaldt, Kurt (1954): *Der Aufbau des kindlichen Handelns*. Leipzig: Barth (2. Auflage).
- Gottschaldt, Kurt (1958): *Handlung und Ausdruck in der Psychologie der Persönlichkeit*. *Zeitschrift für Psychologie*, 162, 206–222.
- Groeben, Norbert, Wolfgang Keil u. Ursula Piontkowski (Hg.): *Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie*. Münster. Aschendorff.
- Guss, Kurt (1988): *Gestalttheoretische Implikationen im Werk des preußischen Generals Carl von Clausewitz (1780–1831) – Eine ideengeschichtlich-hermeneutische Studie – Unveröffentlichte Dissertation, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Philosophie und Theologie*. Universität Dortmund.
- Hall, Calvin S. u. Gardner Lindzey (1978): *Theorien der Persönlichkeit. Bd. I*. München: Beck.

- Hansch, Dietmar u. Hermann Haken (2004): Zur theoretischen Fundierung einer integrativen und salutogenetisch orientierten Psychosomatik. *Gestalt Theory*, 26, 7–34.
- Heckhausen, Heinz (1964): Über die Zweckmäßigkeit einiger Situationsbedingungen bei der inhaltsanalytischen Erfassung der Motivation. Eine Kritik der Untersuchung von Schubert-Jäckel und Mehl (1962): Über die Erfassung der Leistungsmotivation mit Bildmaterial. *Psychologische Forschung*, 27, 244–259.
- Herrmann, Theo (1982): Ganzheitspsychologie und Gestalttheorie. In Heinrich Balmer (Hg.), *Geschichte der Psychologie*, Bd. 1: Geistesgeschichtliche Grundlagen (573–658). Weinheim: Beltz.
- Hoppe, Ferdinand (1930): Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie (hg. v. Kurt Lewin). IX. Erfolg und Misserfolg. *Psychologische Forschung*, 14, 1–63.
- Kästl, Rainer (2002): Ein Rückblick auf die Entwicklung der gestalttheoretischen Psychotherapie. *Gestalt Theory*, 24, 215–223.
- Karsten, Anitra (1928): Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie (hg. v. Kurt Lewin). V. Psychische Sättigung. *Psychologische Forschung*, 10, 142–254.
- Kebeck, Günther (1988): Außensicht und Innensicht: Bedingungskontrolle im psychologischen Experiment. In Norbert Groeben, Wolfgang Keil u. Ursula Piontkowski (Hg.), *Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie* (56–74). Münster: Aschendorff.
- Klix, Friedhart u. Hans-Jürgen Lander (1967): Die Strukturanalyse von Denkprozessen als Mittel der Intelligenzdiagnostik. In Friedhart Klix, Walter Gutjahr u. Jürgen Mehl, (Hg.), *Intelligenzdiagnostik*. (245–271). Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Kriz, Jürgen (1993): Gestalten menschlicher Lebenswelten. Teil 1. *Gestalt Theory*, 15, 189–207.
- Kubinger, Klaus D. u. Reinhold S. Jäger (Hg.) (2003): Schlüsselbegriffe der Psychologischen Diagnostik. Weinheim: Beltz PVU.
- Lewin, Kurt (1927): Gesetz und Experiment in der Psychologie. *Symposion*, 1, 375–421.
- Lewin, Kurt (1953): *Die Lösung sozialer Konflikte*. Bad Nauheim: Christian Verlag.
- Lewin, Kurt (1963): *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Ausgewählte theoretische Schriften (hg. v. Dorwin Cartwright). Bern: Huber.
- Lohaus, Arnold (1988): In Forschungsphasen denken: Anregungen auf der Basis der Forschungsmethodologie Piagets. In Norbert Groeben, Wolfgang Keil u. Ursula Piontkowski (Hg.), *Zukunfts-Gestalt-Wunsch-Psychologie* (123–139). Münster: Aschendorff.
- Lück, Helmut E. (2001): Kurt Lewin. Eine Einführung in sein Werk. Weinheim: Beltz TB.
- Mehl, Jürgen (1956): Über die Wirkung langdauernder Glutaminsäuregaben auf verschiedene Funktionsbereiche der Persönlichkeit. *Zeitschrift für Psychologie*, 159, 1–57.
- Metzger, Wolfgang (2001): *Psychologie*. Wien: Krammer (6. Auflage [Nachdruck]).
- Meyer, Anja (2003): *Qualitative Forschung in der Kriminologie*. Die Hallenser Biographiestudie zur Jugendgewalt. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Plaum, Ernst (1979): Zur Erfassung von Leistungsmotivationsvariablen im Zusammenhang mit klinisch-psychologischen Fragestellungen. *Zeitschrift für Psychologie*, 187, 406–452.
- Plaum, Ernst (1981): Methodische Probleme einer Diagnostik auf interaktionstheoretischer Basis. *Psychologie und Praxis*, 25, 91–98.

- Plaum, Ernst (1989): Psychodiagnostik in der Tradition der Lewin-Schule. Dargestellt am Beispiel bestimmter Aspekte der Leistungsmotivation. *Gestalt Theory*, 11, 122–155.
- Plaum, Ernst (1991a): Persönlichkeitspsychologische Grundkonzeptionen Kurt Gottschaldts als Herausforderung der modernen „Mainstream-Psychologie“. *Gestalt Theory*, 13, 70–85.
- Plaum, Ernst (1991b): „Psychische Sättigung“ – ein zu wenig beachtetes Konzept der Lewin Schule. *Gestalt Theory*, 13, 159–164.
- Plaum, Ernst (1992): Psychologische Einzelfallarbeit. Einführendes Lehrbuch zu den Voraussetzungen einer problemorientierten Praxistätigkeit. Stuttgart: Enke.
- Plaum, Ernst (1993a): Grundlegende Aspekte holistischer Psychologien der Zwischenkriegszeit in Deutschland. *Psychologie und Geschichte*, 5 (H 1/2), 31–39.
- Plaum, Ernst (1993b): Kurt Gottschaldts Personale Psychologie. *Gestalt Theory*, 15, 172–188.
- Plaum, Ernst (1995): Zur „Unwissenschaftlichkeit“ Felix Kruegers. *Psychologie und Geschichte*, 7, 3–29.
- Plaum, Ernst (1995/96): „Gestalt“ und „Ganzheit“ – politisch gefährliche Begriffe? *Psychologie und Geschichte*, 7, 210–216.
- Plaum, Ernst (1996): Einführung in die Psychodiagnostik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Primus.
- Plaum, Ernst (2000): DSM-IV und ICD-10 als Grundlagen psychologisch-klinischer Diagnostik? Zur „psychiatrischen Wende“ eines eigenständigen Zweiges der angewandten Psychologie. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 21, 152–165.
- Plaum, Ernst (2002a): Psychologie in der Gesellschaft: Erweiterung oder Einengung von Handlungsmöglichkeiten? Zur Verrechtlichung von Mainstreams. *Zeitschrift für Politische Psychologie*, 10 (3+4), 389–402.
- Plaum, Ernst (2002b): Probleme und Perspektiven der Erfassung von Persönlichkeitsvariablen: Zurück zu Lewin? In Gerd Jüttemann u. Hans Thomae (Hg.), *Persönlichkeit und Entwicklung* (262–287). Weinheim/Basel: Beltz.
- Plaum, Ernst (2003): Auf der Suche nach schizophreniespezifischen Störungen. Kommentar zum Beitrag von Uhlhaas & Silverstein. *Gestalt Theory*, 25, 280–288.
- Plaum, Ernst (2004a): Zur Rahmenkonzeption einer humanen Einzelfalldiagnostik In Gerd Jüttemann (Hg.), *Psychologie als Humanwissenschaft* (213–227). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Plaum, Ernst (2004b): Erfreuliches und Problematisches bei einer Grundkonzeption der Einzelfalldiagnostik. *Report Psychologie*, 29 (4/2004), 246–251.
- Plaum, Ernst (2004c): Metaperspektivische Betrachtungen am Beispiel der Persönlichkeitstheorie von Erik Homburger Erikson. In Hubert Hofmann u. Arne Stiksrud (Hg.), *Dem Leben Gestalt geben. Erik H. Erikson aus interdisziplinärer Sicht* (197–213). Wien: Krammer.
- Plaum, Ernst u. Sabine Lautenschläger (2002): Die Konstanzer Erfolgs-Mißerfolgs-Batterie (KEMB) als Weiterentwicklung der Gottschaldt'schen Berliner Erfolgs-Mißerfolgs-Versuche. *Gestalt Theory*, 24, 117–142.
- Sader, Manfred u. Hannelore Weber (1996): *Psychologie der Persönlichkeit*. Weinheim, München: Juventa.

- Schubert-Jäckel, Gerda u. Jürgen Mehl (1962): Über die Erfassung von Leistungsmotivation mit Bildmaterial. *Zeitschrift für Psychologie*, 166, 182–224.
- Shapiro, Monty B. (1951): An experimental approach to diagnostic psychological testing. *Journal of Mental Science*, 97, 748–764.
- Traxel, Werner (2004): Zur Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im sogenannten Dritten Reich. *Psychologische Rundschau*, 55, Supplementum 1, 32–32.
- Verstegen, Ian (2004): Art history, Gestalt und nazism. *Gestalt Theory*, 26, 134–150.
- Volkelt, Hans (1967): Grundbegriffe der Ganzheitspsychologie In Nikolaus Petrilowitsch (Hg.), *Zur Psychologie der Persönlichkeit* (410–459). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Walter, Hans-Jürgen (1994): *Gestalttheorie und Psychotherapie*. Opladen: Westdeutscher Verlag (4. Auflage).
- Weber, Klaus (2001): *Klinische Psychologie*. In Heiner Keupp u. Klaus Weber (Hg.), *Psychologie. Ein Grundkurs* (95–113). Reinbek: Rowohlt.
- Wittmann, Simone (2002): Zur „paradoxen Doppelnatur des Intellektuellen“. *Der Fall Friedrich Sander. Psychologie und Geschichte*, 10, 309–322.
- Wyatt, Frederick u. Teuber, Hans Lukas (1944): German psychology under the Nazi system: 1933–1940. *Psychological Review*, 51, 229–247.

Prof. Dr. Ernst Plaum, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 25, WH, D-85071 Eichstätt.
E-Mail: ernst.plaum@ku-eichstaett.de

Dipl.-Psych., Professor (i.R.) für differentielle und Persönlichkeitspsychologie an der Katholischen Universität Eichstätt.

Arbeitsschwerpunkte: Persönlichkeitspsychologie, Psychologische Diagnostik, Geschichte der Psychologie.

Manuskriptendfassung eingegangen am 14. Oktober 2005.